Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 35 (1953)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 1. Januar 1953 Erscheint jeden Freitag 35. Jahrgang Nr. 1

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 22, Telephon 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Von Jahr zu Jahr

Zum 1. Januar 1953

Warum kam ich, und war niemand da? Ich rief, und niemand antwortete. Jesaja 50, 2

El. St. Jahresende — Jahresanfang! Ein kurzes Stillestehen zwischen zwei Marchsteinen, ein Rückwärts- und ein Vorwärtsschauen, welchem Ernstgesinnten wäre dieses nicht innerstes Bedürfnis? Wir alle schauen zurück auf das zu Ende gegangene Jahr, wägen Gutes und Böses, Frohes und Trauriges gegeneinander ab und dürfen, auch dort, wo nicht lauter Sonne geschienen hat, feststellen, dass noch genug Grund zum Danken da ist und dass wir, über unseren persönlichen Bezirk hinaus, vor allem danken dürfen für ein weiteres Jahr des Friedens, für die Bewahrung vor Seuchen, vor schweren Naturkatastrophen und für den ruhigen Ablauf auch unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens.

Am Neujahr dürfen wir aber über unser persönliches Schicksal und dasjenige unserer Familien einen mehr als sonst besinnlichen Blick werfen auf das, was das politische Jahr uns gebracht hat, und zwar wollen wir es an dieser Stelle vor allem von unserem Frauenstandpunkt aus tun. Dass eine Reihe von Abstimmungen auch Bezirke angingen, die unser wirtschaftliches Frauenleben stark berühren, ohne dass wir unsere Meinung hätten abgeben können, wurde an dieser Stelle bereits ins richtige Licht gerückt: Landwirtschaftsgesetz, Bundesfinanzen, Preiskontrolle, Getreideordnung — genügt es, nur diese in Erinnerung zu rufen?

Immerhin, das Jahr 1952 kann in den Annalen der schweizerischen Frauenbewegung zwei positive Posten buchen, die mit neuem Mut den eingeschlagenen Weg werden weiter verfolgen lassen. Da ist vor allem das neue Bürgergesetz, das auf 1. Januar 1953 in Kraft tritt, und das der Schweizer Frau, die einen Ausländer heiratet, das Recht gibt, durch Option im Zeitpunkt der Heirat — bis und mit dem Tag der Trauung — ihr Schweizerbürgerrecht zu behalten. Es ist dies ein seit 50 Jahren, und mit besonderer Energie seit den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges verfochtenes Postulat der Schweizer Frauen gewesen, und dankbar gedenken wir heute der tatkräftigen und nie «lugg»-lassenden Kämpferinnen für diese Forderung nationaler Gerechtigkeit. Wir danken aber auch allen Männern, die in den massgebenden Behörden, in der öffentlichen Aufklärungsarbeit sich dafür eingesetzt haben, besonders auch alt Bundesrat von Steiger, der viel Verständnis für die Frage gezeigt hat. Wenn man bedenkt, wie rasch und fast mühelos oft solche als zeitgemäss erkannte Neuerungen in unserer Gesetzgebung eingeführt werden, so ist es sicher erlaubt, den Schweizer Frauen auf Grund dieser Tatsachen zu Gemüt zu führen, wie hart und lang der Weg ist für sie, wenn sie etwas «speziell weibliches» in der Gesetzgebung anstreben, solange sie von der Mitbestimmung ausgeschlossen sind.

Ein weiterer erfreulicher Marchstein, der uns aber nicht zum Ausruhen auffordert, sondern im Gegenteil zum energischen Weiterschreiten, ist die Frauen-Abstimmung in Genf. Sie ist ausführlich besprochen worden — wir wollen nur noch einmal unserer Freude darüber und unseren Dank «à ces dames de Genève» Ausdruck geben, ebenso wie den Genfer Behörden!

Dass die Gesamtpolitik des vergangenen Jahres ganz ebenso erfreulich gewesen wäre, wie diese zwei Ereignisse, wird wohl niemand zu behaupten wagen. Es sind allerlei Dinge passiert, die weder zu wirtschaftlicher Anständigkeit noch zu demokratischen Auffassungen gehören. Wir denken an den Weinskandal, der jetzt seine gerichtliche Abklärung gefunden hat, denken an den jetzt alle Gemüter bewegenden Thuner «Rosshandel», an die Affäre Löw im Thurgau, wo gewisse Methoden der Behörden weniger an den demokratischen Rechtsstandpunkt als an Methoden aus dem 1000jährigen und seither östlichen Reich erinnerten und die festgestellten Verfehlungen ein betrübliches Niveau materieller Sauberkeit enthüllten. Wir denken aber auch noch an verschiedene andre, mehr im geistigen Bezirk liegende Vorkommnisse, die wenig erfreuliche Schosse trieben, und die all jenen recht geben, die stets behaupten, dass, wer die materielle Macht hat, auch die öffentliche Meinung lenken wolle.

In vielen Sektoren unseres öffentlichen Lebens macht sich tatsächlich eine Mentalität breit, von der neulich ein besinnlicher alter Mann sagte: «Es ist nachgerade nichts mehr zu falsch und schlecht, als dass es nicht wunderbar motiviert werden kann, wenn es durchgestiert werden soll. Ja, es ist nächstens leichter das Falsche, das man erreichen will, gut zu motivieren, als das Rechte.» Solche Gedankengänge sind erschreckend, erschreckender noch, wenn man weiss, dass Wahres daran ist. Und so mag es wohl auch im alten Israel ausgesehen haben, als Jehova sagen musste, «ich kam, es war niemand da, ich rief, und niemand antwortete». In unserem persönlichen und öffentlichen Leben haben wir — wir alle — weitgehend den Masstab verloren für was wirklich recht ist, und ersetzen diesen Begriff gerne mit demjenigen von richtig, in welchem mehr als das Wollen um das Recht, der Wunsch nach dem eventuell Möglichen — und Nützlichen enthalten ist. Möglich vor allem deshalb, weil es keine Unbequemlichkeiten bringt und weil es immer ganz nett ist, Freunde zu machen, mit dem ungerechten Mammon, der ja nicht nur in Geld bestehen muss, sondern auch «nur» in Protektionen.

«Ich rief, und niemand antwortete» — am wenigsten gerne antworten wir alle, wenn wir einen Fehler begangen haben und wir ihn zugeben sollten. Die Prestige-Krankheit ist eine der schwersten modernen Seuchen, sie vergiftet, wie nichts anderes, unser ganzes Volks- und Zusammenleben. Sie bringt das viele Hinterhältige, oft direkt Verlogene in die menschlichen Beziehungen, das unser Zusammenleben häufig charakterisiert, und das mit einem kurzen, mutigen Wort vermieden werden könnte. 1952 hat uns allerlei grössere und kleinere Vorkommnisse gebracht, in den verschiedensten Regionen unseres Zusammenlebens, in denen die Prestigefrage die Hauptrolle gespielt hat.

Die Prestigefrage spielt aber auch eine eminente Rolle im Bezirk des täglichen Zusammenlebens, das weitgehend wärmer und froher würde — an vielen Orten — wenn stets nach begangenen Fehlern das kleine Wort: es tut mir leid, aus dem Herzen den Weg über die Lippen fände. Und die Gestaltung des kleinen, unwichtig scheinenden täglichen Zusammenlebens bildet doch weitgehend die Grundlage und den Richtungszeiger, nach welchem unser öffentliches Leben gestaltet werden muss, aus der Familie und dem kleinen Kreis heraus.

Das neue Jahr wird uns allen wieder neue Kämpfe, Fragen, Probleme, Aufgaben und Sorgen bringen. Möchten wir sie unter dem einzig gültigen Kriterium anpacken und erfüllen, das uns die Garantie bietet, dass wir es in jenem Sinn und Geiste tun, von dem es heisst «er erhöhe ein Volk». Die kleinste Arbeit, die unscheinbarste Tat, gut oder schlecht, mit Liebe oder mit Egoismus ausgeführt, sind ein Teil des grossen ganzen. Dieses so zu gestalten, dass wir in zuversichtlicher, ständiger Bereitschaft vor unseren Herrgott treten können, ständig in jener pflichtbewussten Haltung unseren Weg zu gehen, die uns erlaubt, sofort und freudig zu antworten, wenn Er ruft und etwas von uns will, das sei unser Wegweiser an der Schwelle von 1953.

Zum neuen Jahr

Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise,
Mit rosigen Füssen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen!
Ein heilig Willkommen,
Herz, jauchze du mit!

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du Vater, du, rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Eduard Mörike

Gruss an unsere Abonnenten

Das Wort, das wir jeweilen beim Jahreswechsel an unsere Leserinnen richten, ist uns zur lieben Tradition geworden, die wir auch dieses Jahr aufrecht erhalten möchten.

Danken möchten wir denjenigen unter Ihnen, die unserm Blatte schon so lange die Treue halten. Willkommen heissen möchten wir diejenigen, die sich in letzter Zeit in erfreulicher Zahl als neue Abonnentinnen eingefunden haben. An Sie alle geht die Bitte, bleiben Sie unserm Blatte treu und werben Sie für neue Abonnentinnen. Je grösser deren Zahl ist, um so besser und reichhaltiger können wir das Blatt gestalten, und um so mehr Freude werden Sie daran haben.

Ihnen allen wünschen wir von Herzen ein gesegnetes neues Jahr!

Vorstand und Redaktion des Schweizer Frauenblattes

Zur Geschichte der Neujahrskarte

Der Name des ersten Monats des neuen Jahres ist vom römischen Gott Janus abgeleitet. Doppelgesichtig ist dieser Gott: sein eines Antlitz blickt auf die Schwierigkeiten und Mühsale der Vergangenheit zurück, das andere lächelt jugendlich übermütig, ist voller Zukunftszuversicht, Hoffnung und Erwartung. Zwar bekennen sich die Menschen des christlichen Zeitalters nicht mehr zu diesem sonderbaren Götterbild, aber scheinbar hat es unserem Neujahr doch seine doppelseitige Physiognomie gegeben. Da ist die heitere Seite mit frohen und zuversichtlichen Wünschen, wogegen auf der anderen der nüchterne Werktagsgeist zu finden ist mit dem Bärchtelistagkater, den unausgeschlafenen Silvesterwünschen, mit den Trinkgeldansprüchen und den unausgeglichenen Rechnungen, die man mit ins neue Jahr hinübernehmen muss.

Sicherlich ist es eine schöne Sitte — wenn man viel Geld hat — von seinem Ueberfluss denen zu schenken, die offene Hände hinhalten. Aber, dass man auch selbst wenn man Geld hat, Masshalten muss, das erfuhr schon der römische Kaiser Tiberius, der versprach, für jedes Neujahrsgeschenk sich mit vierfachem Wert revanchieren zu wollen. Das ging so lange, bis der Schatzmeister dem Kaiser klagte, er könne wohl strena (römische Neujahrsgeschenke) entgegennehmen, aber keine mehr austeilen, wenn sich die Krone nicht ruinieren wolle. Lange Zeiten wurde im alten Rom das Schenken zum Jahresbeginn als wahrer Sport betrieben, es war eine Art freiwilliger Selbstbesteuerung, um der launischen Fortuna im voraus Tribut zu zollen. Solche Bräuche waren beinahe bei allen Völkern zum Jahreswechsel üblich, einzig bei den Juden und Mohammedanern konnte sich das Schenken nicht einbürgern, wenigstens nicht in dem Masse wie etwa bei uns und besonders in Frankreich. Die Perser gaben ihren Freunden und Verwandten zum Jahresbeginn gefärbte Eier, die Aegypter beschenkten sich mit kunstvoll bearbeiteten Skarabäen und während des Mittelalters benutzten die Leute in deutschen Landen und Skandinavien die zur Arbeit nur wenig tauglichen Tage zwischen Weihnachten und dem 6. Januar (Dreikönigstag) zu Spinnstubenscherzen, den sogenannten Klöpflinsnächten. Zu dieser Zeit zogen junge Burschen und Mädchen von Haus zu Haus, pochten an Tore und Fenster, um dann allerlei Reimereien herzusagen, bis sie zum Schmausen und Zechen eingeladen oder mit Esswaren regaliert wurden. Schon der Heilige Augustinus hatte die Ermahnung erteilt: statt der Neujahrsgeschenke Almosen zu geben und an Stelle unflätiger Singereien in der Heiligen Schrift zu lesen, statt sich zu berauschen, die Jahreswende nüchtern und mit Fasten zu begehen. Vielleicht trägt diese Ermahnung die Schuld daran, dass in den nordischen Ländern und auch bei uns üblich wurde, sich an Weihnachten zu beschenken und an Neujahr bloss Glück und Segen zu wünschen. Jedenfalls gibt es seit dem 15. Jahrhundert gedruckte Neujahrswünsche, die mit einem «guot Jor» oder «ein Gott saelig Jar» noch ehrlicher und vornehmer

Nachdruck verboten

Franziska Romana von Hallwil

Ein Frauenschicksal aus dem 18. Jahrhundert

von Reinhold Bosch 9

Allein, was geschah? Am nämlichen Morgen entging sie wieder ihrer Gesellschaft. Man suchte sie da und dort und fand sie nicht. Als man endlich des seligen Junkers Kabinett öffnete, lag sie da mit rotgeweinten Augen ohnmächtig auf dem Boden, vor ihr auf dem Sessel sein Hut und ihre Armspange. Von da an bewachte man sie genauer.

Und nun erfolgte ein anderer, ebenso ergreifender Auftritt. Während des Mittagessens, da sich dessen niemand versehen konnte, liess sich die auf den Tod schwache Mutter in der Stille von ihren Wärterinnen in einem Lehnstuhl zur Leiche ihres Sohnes hintragen, legte sich über ihn und küsste ihn noch unzählige Male. «Nun, so ist doch noch», sagte sie dann, «mein letzter Wunsch auf Erden erfüllt; ich habe Dich noch gesehen, mein lieber Sohn, habe Deinen Leichnam mit meinen mütterlichen Tränen benetzt. Das habe ich nicht gedacht, dass Du noch vor mir diesen Weg gehen würdest; aber so ist es nun Gottes Wille und bald bin ich auch bei Dir im Himmel, Du lieber Enge!!» Darauf schnitt sie ihm noch eine Locke ab, liess sie in Form eines Herzens in Samt nähen, hängte es um den Hals und nahm es mit ins Grab.

In ihr Bett zurückgekehrt, ordnete dann die Mutter mit aller Ruhe und Geistesgegenwart die ganze Leichenzeremonie für ihren Sohn, nahm dann noch einmal Abschied von ihrer Dienerschaft und gab ihnen ihren Segen. Danach redete sie ebenso herzlich als passend zur jungen Witwe und ermunterte sie, durch frühes Kreuz und Leiden vertrauensvoll, wie sie, fortzuringen, für die Kinder und das Haus mütterlich zu sorgen. Eine Szene, die über meine Beschreibung ist. Aber vergessen werde ich nicht Deinen herzlichen Segen, den Du auch mir gabst, Du edle Fromme, so wenig als jenen letzten Händedruck, den Du schon unter Ahnungen mir gegeben hattest, Du lieber Seliger! Dann legte die Sterbende unter dem Jammern und Wehklagen aller ihr müdes Haupt nieder, betete laut um ihr seliges Ende, für ihre lieben Enkel und deren Mutter und wie mit verstärkter Kraft auch um die Auflösung ihres elenden Sohnes Ruppert: «Gott, mein Sohn! Ach erbarme Dich seiner und nimm ihn zu Dir! Deine Wege, o Gott, sind wunderbar, aber weise und gütig. O verzeihe verzeihe, erbarmender Gott, einer Sterbenden, wenn sie Dich, Du weisst es, aus Mutterliebe bittet: ach nimm ihn zu Dir, den Armen, Elenden! Erlöse ihn aus seinen Banden, aus seiner Geistesnacht in die Klarheit Deiner Himmel!»

Nun schloss sie die Augen; eine Weile beteten ihre Lippen leise, was ihr der Herr Pfarrer vorbetete, dann wie mit Zusammenraffung des letzten Restes der Kraft, und Haupt und Hände emporhebend, rief sie: «Gott Lob!» und atemlos sank sie ins Kissen und hatte ausgerungen.

Von diesem neuen Schlag sass die junge Witwe wie betäubt da; sie redete nicht und schien weder etwas zu sehen noch zu hören, dass wir besorgten, diese Häufung von Leiden möchte ihren Geist überwältigen. Als ich tags darauf in das Zimmer schlich, wo die Vollendete lag, die mir so viel Liebe erwiesen, und das letzte Mal ihr auch im Tode noch freundliches Gesicht sehen wollte, das nun Werdmüller auch noch zeichnete, folgte mir die Witwe auf dem Fusse nach und erfüllte das Zimmer mit neuem Jammer.

O mon Dieu, mon Dieu!» schrie sie, die Hände überm Kopf zusammenschlagend; «Grosser Gott im Himmel! auch noch diesen Schlag! Verlassen nun von allen! Ach meine gute Mama — sie fasste deren tote Hand — auch Sie haben mich verlassen. Nun keinen Mann mehr! keine Mama! keinen Vater meiner Kinder! Einsam nun! Verlassen! Von meiner eigenen Mutter verflucht! Keine, keine Stütze! Barmherziger Gott! Keinen Freund auf der Welt mehr! O, was wird aus mir werden! Ach Du lieber, lieber Herr von Hallwil, was wird aus Deiner Gattin und Kindern werden! Ach Dir zulieb verliess ich das Vaterland und meinen lieben, zärtlichen Vater — hat vielleicht auch er mich verflucht? Auf seinem Sterbebette verliess ich ihn — verliess mein ganzes ehemaliges Glück und folgte Dir! Und wie so wohl war mir bei Dir! Und wie wird es mir nun ergehen? O Ihr Heimgegangenen, betet im Himmel für mich Arme!»

Mir brach das Herz über ihrem Wehklagen. Ich fühlte wohl das Schreckliche ihrer Lage: Witwe geworden zu sein im einundzwanzigsten Lebensjahr, mit drei unmündigen Kindern und unter solchen Umständen. Ich suchte sie zu trösten und ihr Vertrauen zu Gott aufzurichten. Er werde wohl gerade durch ihr Unglück ihr neue Freunde erwecken. Sie möchte sich ihren Kindern erhalten und die selig Entschlafene da nachahmen in christlicher Standhaftigkeit, welche sie bis an ihr Ende erwiesen in einem nicht minder prüfungs- und kummervollen Witwenstande. «Ach», unterbrach sie mich, «wenn Sie wissen, was Liebe ist, und was es heisst, den man so unaussprechlich, ach mit so ganzer Seele geliebt hat, so bald und für immer zu verlieren, fürs ganze Leben zu verlieren; Sie würden meinen Schmerz nicht missbilligen.»

«O ich missbillige ihn nicht», sagte ich, «der Verewigte ist es wert, dass Sie um ihn weinen.» «Denken Sie, nur fünf Jahre! nur fünf Jahre mit Dir gelebt, o Du mein ewig Lieber! Ach, ich stand auf einer Höhe, da ich mich glücklicher glaubte als alle Könige, und jetzt wie tief, wie tief hinunter! Ach ich lebte mit Dir wie im Paradiese, und nun ist alle meine Hoffnung ins Grab gesunken. Wenn ich nur fünfzig Jahre alt werden sollte, wie da die selige Mama — und dreissig Jahre eine arme, verlassene Witwe! Gott im Himmel, erbarme Dich meiner und nimm mich zu Dir!» «Sehen Sie», sagte ich, «Ihre lieben Kinder an» — eben kam der älteste Knabe herein — «sie sind ganz das Ebenbild ihres Vaters und werden, so Gott will, auch seine edle Seele haben und Ihnen zur Freude und zum Segen aufwachsen. Der Selige selbst bittet Sie, seinen Kindern nun Ihre ganze Liebe zuzuwenden.» «Ja, das will ich», sagte sie, «ich will, helfe mir Gott, eine treue Mutter an seinen und meinen Kindern sein.» Dann nahm sie den lieben Kleinen

Zum 70. Geburtstag der Schriftstellerin Ida Frohnmeyer am 31. Dezember 1952

Steht man in einer Jubiläums- oder Gedächtnisausstellung eines bedeutenden Malers und überblickt sein ganzes Lebenswerk, ist man tief beeindruckt. — So plastisch steht heute vor meinem innern Auge in grosser Schönheit und reicher Fülle das Lebenswerk der Schriftstellerin Ida Frohnmeyer. Zahlreiche Gestalten ziehen an mir vorüber. Es sind keine Schemen. Sie leben, haben Blut von Deinem Blute, liebe Ida Frohnmeyer. Wir kennen Deine Geisteskinder besser als nahe Verwandte; denn wir haben in ihr Innerstes geschaut, und in vielen erkannten wir uns selbst. Das macht sie uns so wert und vertraut. Sie irren wir wir; aber ein starkes Band zieht sie zurück; denn sie wissen, was recht und unrecht ist, sind einem Höheren verpflichtet, und alle lechzen nach Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Ja, liebe Schriftstellerin, Dein Dichten ist für Dich ein hohes Amt mit der vollen Verantwortung Gott und den Menschen gegenüber. Hab Dank dafür!

Am Silvester dieser Jahres feierst Du Deinen 70. Geburtstag. Niemand wird das glauben, der Dich in Deiner warmen Lebendigkeit kennt. Deine Schaffenskraft ist ungebrochen. Möge es noch recht lange so bleiben!

Schon als 16jähriges Mädchen hast Du Märchen geschrieben. Andersen hat Dich dazu begeistert und wohl auch die leise Sehnsucht nach dem geheimnisvollen Indien, wo Du das Licht der Welt erblicktest, und wo Deine Eltern weilten, so fern, Missionsinspektor Frohnmeyer und seine Frau. Als Vierjährige brachte man Dich nach Basel, und diese Stadt wurde Dir zur Heimat. Du bist ganz Baslerin, wenn Deine Familie auch schwäbischer Herkunft ist. In Basel bist Du aufgewachsen und hast die Schulen besucht; aber entscheidende Jungmädchenjahre verbrachtest Du auch im schwäbischen Städtchen Calw im Hause der Eltern des Dichters Hermann Hesse, und hier bist Du Deiner Dichterberufung inne und sicher geworden. Darauf folgten Deine Auslandjahre. In Genf und in Schottland warst Du als Erzieherin tätig, und während des Ersten Weltkrieges standest Du in einer richtigen Schulstube, begeistert, denn Du liebtest und verstandest die Kinder. Ihnen schenktest Du später auch Deine beliebten Jugendbücher, «Gotte Grety», «Hedy und die andern» und «Das Buchfinkenhäuschen».

Immer standest Du in einem Beruf. Nie konntest Du Dich restlos Deinem Dichten hingeben. Die Zeit dazu musstest Du Dir stets erkämpfen. Von 1918 bis heute sassest Du Deine Stunden in der Redaktionsstube des Schweizer Familienblattes «Die Garbe», anfangs unter Rudolf von Tavel, später als selbständige Redaktorin dieser gediegenen literarischen Halbmonatszeitschrift aus dem Basler Verlag Friedrich Reinhardt. Hier lerntest Du Freud und Leid unzähliger Schriftsteller kennen und teilen und trugst eine grosse Verantwortung der Zeitschrift und den Menschen gegenüber, die in Deinen Kreis traten.

Irgendwo habe ich gelesen, dass Du trotz der Beanspruchung durch den Beruf 28 Bücher und Büchlein schriebst. Ich denke da an die feinen Novellenbändchen, die Deinen Namen zuerst bekannt machten, «Aus stillen Gassen», «Der Gast», «Regula Brodbeck», «Die Befreiung», das entzückende Stabbüchlein «Seltsame Liebesgeschichten», um nur einige zu nennen. Ich denke auch an die sinnigen Weihnachtsbändchen «Christnacht», «Das ewig Licht», «Um die Weihnachtszeit». —

Auch als Lyrikerin hast Du uns sehr Schönes geschenkt. Leider sind Deine formvollendeten Gedichte vergriffen, werden aber hoffentlich wieder einmal erscheinen. — Von Deinen dramatischen Schaffen bleibt mir unvergesslich die Uraufführung Deines Dreiakters «Der Gerechte» im Basler Stadttheater und Dein schönes «Weihnachtsspiel». — Die Krönung Deines Lebenswerkes sind aber Deine zwei grossen, schönen und tiefen Entwicklungsromane «Judith» und «Michael». Das ist reife, vollendete Kunst. Du hast damit auch schönen und verdienten Erfolg errungen. — Wir danken Dir für alle diese Gaben und ebenfalls für die zahlreichen Artikel in der Tagespresse und auch in diesem Frauenblatt, in denen Du Dich tapfer eingesetzt hast, sei es für die Flüchtlinge oder die Frauenbestrebungen. Glück und Segen ins achte Jahrzehnt! Möge Dir Deine ungewöhnliche Schaffensenergie und -freudigkeit noch lange Jahre unvermindert erhalten bleiben! Das wünscht Dir eine grosse Lesergemeinde, das Schweizer Frauenblatt und Deine dankbare Anna Keller.

---

klingen als das mit Wirtshausgeruch vermischte «Prosit Neujahr». Leider wurden diese einfachen und sinnigen Wünsche bald von Phrasen überwuchert, und mit der humanistischen Gelehrsamkeit der Renaissance nahm der Neujahrswunsch Formen an, die zuletzt gedrechselt und gewunden waren wie die Säulen schwülstigen Barocks, so wünschte eine Nonne ihrem adeligen Vater: «100 000 guter, seliger, gluckhaftiger, gesunder, frydlicher, frohlicher, nuver jar und alles guot geistlich und sittlich!» oder gar noch überladener gratulierte ein Stettiner Gelehrter: «Ich kann nichts anders, als mit einem Widerschall antworten, und wünschen mit solchem Ardeur, als je gewünscht werden kann, dass der höchste Gott meinen hochgeehrten Herrn Oberkirchenrath mit aller Prosperite an Leib und Seele beglücken und denselben Ecclesiae et Republicae causa noch lange Zeit erhalten, stärcken und erquicken wolle.» Ehrlicher berührt da ein Wunsch Lavaters für das Jahr 1796: «Gott ist am nächsten Dir, bist Du der Verzweiflung am Nächsten!» Friedrich der Grosse benutzte als gewiegter Staatsmann das Neujahr zu einer Ermahnung an seine Herren Offiziere: «Ihre Majestät, der König, lassen allen guten Herren Offiziere vielmals zum Neuen Jahr gratulieren und wünschen, dass sich die übrigen so betragen, dass Sie ihnen künftig auch gratulieren können.»

Mit der Biedermeierzeit und ihrer Gefühlsduselei kam der Glückwunsch zu höchster Blüte und übertröpfelt fast wie ein vollgesogener Schwamm von elegischer Süsse und Freundschaftsbeteuerungen. Jetzt galt das einfache Holzschnittbildchen nichts mehr, Farbe, Bänder, Federn, getrocknete Blumen, Flitter und Glasperlen mussten her. Man druckte Reime auf Seide, stickte Freundschaftssymbole darauf, Spiegelglas und Perlmutter, Korallen wurden daran befestigt und Goldstaub darüber gestreut. Selbst der Olympiaer von Weimar freute sich kindlich an solchen Glückwünschen. Die Neujahrsdichter hatten jetzt alle Hände voll zu tun, um all die Wünsche für langes Leben, Glück, Frohsinn, Gesundheit, Herzensruhe, Liebe, allerinnigste Freundschaft usw. zu bedichten. Da gab es Verschen wie die folgenden:

Extrapost hab ich genommen,
um zur rechten Zeit zu kommen,
rechts liegt ein Paket für Dich:
Glück, Gesundheit, langes Leben!
Links das Nötigste für mich:
Deine fernere Freundschaft.

Oder für einen Mann, der auf Brautschau ging:

Nehmen Sie diesen kleinen Finger als Unterpfand,
wenn Sie sich gut aufführen, bekommen Sie die ganze Hand!

Ein Sprüchlein, das noch illustiert war, denn da lag auf einem mit echter Seide bespannten Kissen ein Finger aus Papier.

Bisweilen trat aber Scherz und Ironie an Stelle der Ueberschwenglichkeit, so vor allem auf den Bogen von verschiedenen Glückwünschen, die man wie die ersten Briefmarken mit eigener Hand auseinanderschnitt und versandte. Eine besondere Art von Glückwünschen sind die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaft der Constafler (Artilleristen), grosse Kupferstiche mit Abbildungen von Geschützen und Waffen, begleitet von vaterländischen Wünschen wie etwa:

Klug, getruve Wachtbarkeit, wendet Kriege,
bringet Sieg, halt in Fried Land und Leut!

Dieser Brauch der Neujahrsblätter wurde in Zürich von verschiedenen Gesellschaften und Zünften übernommen. 1645 ist das erste derartige Blatt an die Jugend verschenkt worden. Stadtbibliothek, Musikgesellschaft auf der deutschen Schule, die Chorherren, Wundärzte, die Naturforschende Gesellschaft und andere Organisationen verabreichten solche Neujahrskupfer, die eine Fundgrube für den Kulturhistoriker darstellen und weltberühmt geworden sind. Anderthalbtausend solcher Glückwünsche sind erhalten geblieben und stellen einen Grossteil des Oeuvres der Zürcher Stecher Johannes Meyer, Melchior Füssli, Johannes Lochmann, Johann Heinrich Lips, Johann Rudolf Schellenberg und anderer dar, sind zugleich Vorläufer der künstlerischen Neujahrskarte, wie sie heute wieder auftritt, um den Kitsch der Postkartenindustrie doch etwas einzudämmen, vielleicht auch einmal veredelnd auf sie abzufärben, denn man sieht heute viel mehr geschmackvolle Weihnachts- und Neujahrskärtchen als früher. Die platten und abgegriffenen Glückssymbole, die Schweinchen, Hufeisen, Kaminfeger, vierblättriger Klee, Geldbriefträger, Geldscheisser, überfliessende Bierkrüge, mit denen einem das Neujahr zugeprostet wird, kommen langsam auf den Aussterbe-Etat und niemand wird ihnen eine Träne nachweinen. Seit Albert Welti wiederum für den individuellen künstlerischen Glückwunsch eingetreten ist, hat er unter der älteren und jüngeren Künstlergeneration viele ebenbürtige Nachfolger gefunden. Wir nennen da Burkhart Mangold, Fritz Mock, Otto Plattner, Theo Glinz, Cuno Amiet, Willy Wenk, Hans Fischer, Seppi Amrein, Walter Eglin, Ernst Keiser, Imre Reiner, Max Hunziker, die allesamt originelle, individuelle und witzige Karten geschaffen haben, die teilweise sogar mit selbst verfassten Reimen begleitet sind. Mit einem solchen Künstlerwunsch — demjenigen von Burkhart Mangold für das Jahr 1914 — wollen auch wir mit unseren Lesern tapfer ins neue Jahr schreiten:

Spazieret nur getrost herein,
s'wird wohl nicht so gefährlich sein.

F. K. M.

---

auf den Arm und drückte ihn, das Auge zum Himmel gerichtet, mit unbeschreiblicher Innigkeit an ihr Mutterherz und sagte: «Komm, lieber Jeanneau, wir wollen beten zu dem lieben Gott, bei dem jetzt der liebe Papa ist»; kniete dann mit ihm an die Leiche ihrer seligen Mama hin, die Hände auf den ihrigen gefaltet und betete in strömender Inbrunst, und dann noch die zwei Lieder von Gellert: «Nach einer Prüfung kurzer Tage» und «Was ist's, dass ich mich quäle?» Der Kleine stammelte nach, so gut er konnte und sagte dann zuletzt: «Amen, meine liebe Mama!» Endlich gelang es mir, sie wieder zur Gesellschaft zurückzubringen.

Nachmittags (19. November 1779) war das Leichenbegängnis des seligen Junkers. Nach Berner Sitte dürfen demselben die Frauen nicht beiwohnen. Gegen Mittag drängten sich die benachbarten Edelleute und Pfarrer herbei, ferner Bürger von Brugg, Schinznach, Aarau, Lenzburg, Zofingen und die Scharen der Bauern ringsum. Die Vornehmeren speisten im Schloss; Obrist Goumoëns im Brestenberg hatte die Tafel aus seiner Küche aufs beste versehen. Die Frauen assen besonders.

Um zwei Uhr ertönte das Trauergeläute. Die sämtlichen Vorgesetzten, Räte und Richter der Herrschaft holten uns im Pfarhaus ab, und so zogen wir in feierlicher Weise, Paar um Paar, unterm Klang der Totenglocke ins Schloss hinunter. Der Herr Pfarrer begab sich zu den Frauen, ihnen für diese bange Stunde Mut einzusprechen. Die junge Witwe schien ziemlich ruhig; aber diese Ruhe ging einem neuen Sturm voran. Um das Gedränge im Schloss selbst zu mindern, wurde der Sarg in den Schlosshof hinuntergetragen, abgedeckt und eine Schar Leute nach der andern in den Hof hereingelassen, bis alle den Toten gesehen hatten. Dann ward die Pforte geschlossen.

Jetzt deckte ich nassen Auges des Toten Antlitz mit einem weissen Tüchlein, und nach Brauch schraubte ich als Freund des Hauses die erste Schraube in den Deckel des Sarges. Der älteste Knabe stand neben mir und fragte mich in kindlicher Einfalt: «Was wollt Ihr mit dem lieben Papa machen?»

Ich ging wieder hinauf; die Witwe begegnete mir und fragte mich: «Ist er schon fort? ist er schon fort?» «Nein», sagte ich, «es ist noch alle Zeit; erst nach einer halben Stunde. (Fortsetzung folgt)

Sophie Haemmerli-Marti

Ein Bild ihrer Jugend

von Anna Kelterborn-Hämmerli

«Mis Chindli»

Schon als Kind hatte Sophie Marti die Verse, die ihr unvermutet einfielen, gelegentlich aufgeschrieben, wenn auch die Zettelchen nicht alle im Astloch jener Buche verschwanden, die an ihrem Schulhause stand. Immer waren diese Verse hochdeutsch gewesen, und oft gingen sie in freien Rhythmen oder im beschwingten Sechsschritt des Hexameters einher, obwohl diese antike Form ihr nicht bewusst war. Jetzt aber, wo die junge Mutter in die Welt ihres Kindes eintauchte, stellten sich plötzlich kurzweilige schweizerdeutsche Verse ein. Es geschah erst vereinzelt; als sich aber zum Gegenwartsglück der Schmerz des Entbehrens gesellte, brach ein Quell auf, der bis zum Tode der Dichterin nicht mehr versiegte.

Ihre andauernd geschwächte Gesundheit veranlasste ihren Gatten, sie zu einem längeren Kuraufenthalt nach Bex zu bringen. Sie fand Stärkung und bis zu einem gewissen Grade auch Heilung hier, wurde aber in dem schluchtartigen Tal vom Heimweh nach ihrem Kinde verzehrt. Da begann das Leben dieses Kindes vor dem innern Auge im Erinnerungsglanz aufzusteigen. In den schlaflosen Nächten reihte Bild sich an Bild, und jedes Bild erklang, wurde Wort und Rhythmus. Schweizerdeutsche Gedichte im Volksliedton entstanden, und die sie empfing, entdeckte mit Staunen, dass ihr neues Sprachinstrument über viel beweglichere und ursprünglichere Töne verfügte als das Hochdeutsch ihrer bisherigen Verse. Als ihre Erholungszeit zu Ende ging, stand in ihrem Taschenkalender ein ganzer Zyklus von Kinder- und Mutterliedern. Als Geschenk für den überraschten Vater wurde er auf die Blätter eines mit Ranken bemalten Büchleins von der Form einer Seerose geschrieben!

Nicht alles, was so spontan dem Gemüt der Dichterin entsprang, hielt ihr Urteil jedoch einer Veröffentlichung wert; jener Taschenkalender enthält auch manches in seiner Unmittelbarkeit ansprechendes Gedicht, das unbekannt blieb. Daneben machen sich darin seit der Rückkehr nach Lenzburg die ersten Zeichenkünste der Tochter bemerkbar, und man erlebt, wie die Kleine nicht nur selber schreiben, sondern auch mehr als stumme Schriftzeilen sehen möchte: ein Storch, ein Vergissmeinnicht oder eine Sonne blicken jetzt zwischen den Buchstaben hervor! Vielmehr ist es nie, was die willige Mutter aufs Papier zaubern kann, denn zu ihrer Betrübnis gehorcht ihr die Hand zeitlebens bei keinem Bestreben der bildenden Kunst. Um so rascher folgt ihrem Gedanken die Sprache. In den Eintragungen von Bex stehen neben hochdeutschen Notizen und schweizerdeutschen Gedichten plötzlich ebenso natürlich formulierte französische und englische Abschnitte, oft sogar in gewandten Versen, sobald von ausländischen Gästen die Rede ist, mit denen dauerhafte Beziehungen angeknüpft werden. «Eine Fülle von neuen Anregungen, Plänen, Entschlüssen, bedingt durch das Bekanntwerden mit bedeutenden Menschen» wird erwähnt.

Auch die Merkbücher der beiden folgenden Jahre lassen ein reges inneres Leben erkennen. Einen weiten Bogen umspannt die meist gemeinsam mit dem Gatten betriebene und kommentierte abendliche Lektüre: neben westlicher Philosophie und Sozialanschauung, wie sie Renan und Ohnet vermitteln, steht die mitteleuropäische Abstraktion Ludwig Feuerbachs und ragt die Oststimmung der Romane Tolstois ins Blickfeld. Scheinbar unberührt von solcher Gedankenarbeit entstehen aber fortwährend neue schweizerdeutsche Gedichte, deren Sangbarkeit vielleicht dem wieder ernsthaft betriebenen Klavierspiel und eifrigem Mitwirken bei den Choraufführungen des Musikvereins Lenzburg zu verdanken ist.

Um diesem fast unbewussten Schaffen aber die notwendige künstlerische Zucht zu verleihen, bedurfte es des Ereignisses, das Sophie Haemmerlis geistiger Entwicklung die bestimmende Richtung gab. Was es für die jetzt Achtundzwanzigjährige, die kurz zuvor einer zweiten Tochter das Leben geschenkt hatte, bedeutete, hat sie selbst später geschildert:

«Im Herbst 1896 brachte mir eine befreundete Lehrerin ein Heftchen, das die Erziehungsdirektion jedem aargauischen Lehrer hatte zustellen lassen. ‚Ueber Volkslied und Mundart' war sein Titel, und sein Verfasser Prof. Dr. Jost Winteler. Ich las die Schrift in einem Zug durch und erlebte damit eine

---

Warten Sie ...

Zeit um die Mittagsstunde! In der Stadt wimmelt es von Menschen, aus allen Geschäftshäusern strömen sie schnellen, eiligen Schrittes, darauf bedacht, nirgends aufgehalten zu werden, ja keine Strassenbahn zu verpassen, denn die Freizeit ist für den arbeitenden Menschen kostbar. Ich stehe am Rande eines Trottoirs, ungeduldig auf meine Uhr schauend.. Bis zur Haltestelle meiner Strassenbahn ist es noch ein gutes Stück, und schon einmal wurde ich durch eine lange Autokolonne aufgehalten. Leider scheint sie auch hier kein Ende nehmen zu wollen, manchmal stockt die Wagenschlange, um jedoch in der nächsten Sekunde mit einem plötzlichen Ruck wieder anzuziehen. Alles ist gespannte Aufmerksamkeit, die Wagenlenker und Radfahrer halten jede Bewegung ihrer Vorfahrer scharf im Auge, und die wartenden Fussgänger möchten auf keinen Fall die Lücke verpassen, die es ihnen gestatten würde, hastig auf die andere Seite der Strasse zu gelangen. Diese Lücke aber lässt auf sich warten, und meine Nervosität nimmt zu, habe ich doch gerade heute besonders viel zu erledigen. Mit einem Fusse stehe ich, mir selbst unbewusst, bereits auf der Fahrbahn — jetzt zwischen diesen beiden Autos wird es möglich sein, durchzuschlüpfen! Da fühle ich mich sanft, doch fest am Arm gefasst und höre die Worte: «Warten Sie, im Spital müssten Sie viel länger warten!» Bestürzt wende ich mich zur Seite und schaue einer Frau ins Antlitz, die mich aus ernsten Augen ansieht.

«Aber ...», stammle ich.

«Warten Sie», wiederholte die Frau, «auch ich stürmte einmal über die Strasse wie Sie es jetzt tun wollten. Danach lag ich sieben Monate im Spital und kann heute nicht ohne Stock gehen!»

Meine Nervosität war plötzlich von mir abgefallen, und als ich wenige Minuten später die inzwischen frei gewordene Strasse überquerte, bemerkte ich, dass meine freundliche Mahnerin nicht nur an einem Stock ging, sondern auch ein Bein in einer Weise naehzog, die auf das Vorhandensein einer Prothese schliessen liess. Ehe ich mich meiner Wegrichtung zuwandte, grüsste ich sie leise mit einem «Vielen Dank!», worauf sie mir freundlich zulächelte.

Unzählige Male stand ich seither an Strassenrändern und Wegkreuzungen, eilig und gehetzt wie damals, und ebenso unzählige Male hörte ich eine Stimme, der eines Schutzengels gleich, neben mir: «Warten Sie!»

H. Boerlin

Politisches und anderes

Die französische Regierungskrise

Die Regierung Pinay ist am vergangenen Dienstag zurückgetreten, bevor die Nationalversammlung Gelegenheit hatte, über die drei von ihm gestellten Vertrauensfragen abzustimmen. Es gelang Pinay nicht, alle Parteien seiner Regierungskoalition zu veranlassen, sich bei der bevorstehenden Vertrauensabstimmungen hinter ihn zu stellen. Nachdem Guy Mollet, der Generalsekretär der Sozialistischen Partei Frankreichs sofort absagte, eine neue Regierung zu bilden, und auch die Mission des gaullistischen Fraktionsführers Soustell scheiterte, hat Präsident Auriol dem ehemaligen Ministerpräsidenten Georges Bidault, den Auftrag erteilt, die Möglichkeiten einer Kabinettsbildung unter Führung der Volksrepublikaner zu prüfen.

Stalin und der Frieden

Der diplomatische Korrespondent der New York Times, James Reston, stellte Stalin über die sowjetrussische Botschaft in Washington einige Fragen über die internationale Lage. In seiner Antwort erklärte Stalin: «Ich glaube nach wie vor, dass der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion nicht als unvermeidlich zu betrachten ist und dass unsere Länder weiter in Frieden leben können.» Weiter antwortete Stalin: «Die Quelle der Spannung in der Welt liegt dort, wo aggressive Handlungen der Politik des Kalten Krieges gegen die Sowjetunion ihren Ausdruck finden.» Ferner antwortete Stalin, er stehe einem Treffen zwischen ihm und General Eisenhower zur Lockerung der Spannungen in der Welt, sympathisch gegenüber. Er ist auch bereit zur Mitarbeit, um den Koreakrieg zu beendigen.

Die Konferenz des arabisch-asiatischen Blockes

In Kairo traten die Vertreter der 12 arabisch-asiatischen Länder zu einer zweitägigen Konferenz zusammen. Die Haupttraktanden waren: Die Palästinafrage, die Frage der deutschen Reparationen an Israel und das Problem der französischen Politik in Nordafrika.

Um den Massenmord von Katyn

Der Sonderausschuss, der vom amerikanischen Kongress mit einer Untersuchung über den Massenmord von Katyn beauftragt worden war, hat nun dem Repräsentantenhaus einen Bericht unterbreitet. Darin wird empfohlen, die Sowjetunion vor den Internationalen Gerichtshof zu zitieren, um sich für diese Massaker zu verantworten, denen während des Zweiten Weltkrieges 15 000 polnische Offiziere zum Opfer fielen. Im Laufe der Zeugeneinvernahmen in Washington und im Ausland, sei die russische Schuld einwandfrei erwiesen worden.

Zwischenfall in Berlin

Bei einem Feuergefecht zwischen sowjetischen Soldaten und Westberliner Polizisten in den frühen Morgenstunden des Weihnachtstages, im französischen Sektor, wurde ein Westberliner Polizist, tödlich verletzt. Der französische Stadtkommandant in Berlin erhob sofort schärfsten Protest bei der sowjetischen Kontrollkommission in Berlin.

Der Prozess gegen Naziärzte

Das Militärtribunal in Metz hat die Urteile im Prozess gegen die barbarischen deutschen Aerzte des berüchtigten «Todeslagers» Struthof gefällt. Dr. Bickenbach und Dr. von Hagen wurden schuldig befunden, mit Insassen des Konzentrationslagers Giftgas und andere unmenschliche Versuche vorgenommen zu haben und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt.

Exkönig Faruk verurteilt

Der Rat der Fatwas der Universität El-Ashar — eine Art von oberstem islamitischem Gericht mit Theologen als Richtern — gibt bekannt, es habe entschieden, dass Exkönig Faruk die Aufsicht über die Töchter aus der Ehe mit seiner ersten Frau Farida Zulficar, nicht mehr behalten darf, indem er die drei Mädchen hindere, ihre Mutter täglich zu sehen, handle Faruk dem religiösen Gesetz zuwider. Im übrigen sei der Gerichtsentscheid durch das unsittliche Verhalten des Exkönigs und durch den üblen Ruf seines Namens gerechtfertigt.

Frauenstimmrecht in Mexiko

Nach der Abgeordnetenkammer hat nun auch der mexikanische Senat nahezu einstimmig die Gesetzesvorlage angenommen, die den Frauen die vollen bürgerlichen Rechte verleiht.

Kirchliches Frauenstimm- und Wahlrecht in Baselland

Durch Volksentscheid vom 14. Dezember wurden im Kanton Baselland die Verfassungen der drei Landeskirchen angenommen. Diejenige der christkatholischen Landeskirche verleiht den Frauen das Stimmrecht, diejenige der Reformierten das Stimm-, sowie das aktive und passive Wahlrecht für die Bestellung der kirchlichen Aemter und Behörden. *cf.*

Leben in einer kleinen Stadt

Ich bin froh, in einer Kleinstadt zu leben. Hier arbeite und esse und schlafe ich, hier auch pflege ich meine kleinen Liebhabereien.

Dies ist meine Stadt — eingenistest in den Flussbogen, die schmalen Strassen mit Bäumen gesäumt, die höheren Gebäude grau von Regen, Schnee, Sonne, Nebel und Rauch. Die Schulhäuser erinnern, mit Ausnahme des neuen, das vor wenigen Jahren errichtet wurde, an Ritterburgen. Unser einziges Kino ist gross genug, und seine Eintrittspreise sind so bescheiden, dass wir uns, wenn wir wollen, jede Woche seinen Besuch leisten können. Wir haben auch einen Ort, der «Hypothekenhügel» genannt wird — so nämlich heissen die kleinen Leute die Strasse, an der die begüterten wohnen. Und natürlich haben wir auch ärmliche Viertel.

Wenn sich jemand die Mühe nähme, die Stadt genau anzusehen, so würde er zweifellos eine Menge finden, was nicht schön und gut ist. Aber für mich ist sie nun einmal der Ort, der alle vertrauten Gesichter und Plätze, die ich gern habe, beherbergt. Und zudem brauche ich weniger als eine halbe Stunde weit zu gehen, um mitten in den Kornfeldern oder im Wald zu sein.

Manchmal denke ich, dass es vielleicht daran liegt, dass ich mich so glücklich fühle hier. Es ist mir alles vertraut — sogar der Gedanke, dass ich die Stadt für immer verlassen kann, wenn ich will. Das Wichtigste ist aber natürlich, dass hier alle meine Lieben wohnen. Hier sind die kleine Seitenstrasse, das Haus und der Garten, die ich mein Zuhause nennen darf.

Von Zeit zu Zeit hat es jeder von uns satt, und mehr als einmal habe ich Bekannte sagen hören, dass sie «in eine grosse Stadt übersiedeln möchten, wo etwas läuft». Grosstadtleben, Neonreklamen, die Oper und elegante Restaurants üben eine starke Anziehungskraft auf uns uns, und oft träumen wir von diesem andern Leben, wie wir es in Romanen lesen. Manchmal verlässt auch wirklich einer unserer Mitbürger das Städtchen. So tat es auch Herbert.

Er führt ein kleines Speiserestaurant, wo ich gelegentlich hingehe, denn das Essen ist gut, die Preise niedrig und die Atmosphäre angenehm. Ist man einziger Gast, so erkundigt sich Herbert immer nach dem Wohlergehen der ganzen Familie und nimmt an allem Anteil. Vor etwa einem Jahr aber verliess er die Stadt. Er übersiedelte in die fremde Welt der Grosstadt.

Natürlich wünschten wir ihm alle viel Glück, und als er weg war, schien uns das Beizlein nicht mehr dasselbe. Dann, vor ein paar Monaten, wurden die Dinge wieder normal. Herbert kam zurück. Manche von unseren «Auswanderern» kommen nie wieder, aber einige, wie Herbert, können sich doch nicht ans Grosstadtleben gewöhnen.

Meine einzige Berührung mit der Grosstadt fand vor ein paar Jahren statt, als ich wegen einer komplizierten Zahnbehandlung jede Woche einmal zu einem Spezialisten in die grosse Stadt fahren musste. Seine Praxis lag im achten Stockwerk des höchsten Gebäudes, mitten in der City. Die Asphaltstrassen schienen mir endlos, die Leute zu geschäftig und gehetzt, alles zu lärmig und zu gross. Im Sommer schien es mir zehn Grad heisser und im Winter zehn Grad kälter zu sein als in meiner kleinen Stadt. Der Grosstadtgeruch war mir fremd und es wurde mir fast übel davon. Aber etwas Schönes erlebte ich doch.

An einem Sommertag entdeckte ich vor der Stadtbibliothek ein Beet glutroter Geranien. Auf einer Bank sass ein alter Mann und fütterte Tauben. Ich erinnere mich, wie seltsam es mich berührte, dass in dieser ganzen grossen Stadt der alte Mann der einzige war, der diesen Platz aufsuchte. Vielleicht erinnerte er ihn wie mich an das Zuhause. Es fiel mir ein, dass man selbst in einer Weltstadt wie Paris oder London oder New York doch den Himmel noch sehen, auch wenn ein Geranienbeet oder ein Baum eine Seltenheit ist, und ich fragte mich, wie mancher New Yorker wohl ab und zu den Schritt verhalte und zum Himmel hinaufschaue.

Wenn ein Fremder mich frägt: «Was läuft in Ihrer Stadt?», so weiss ich ihm nicht viel zu antworten. Es wäre wohl töricht, ihm die Freude erklären zu wollen, die ich am letzten Rotkehlchen und an der ersten Möve habe oder an unserem Garten mit der Petunienrabatte. Er würde es auch nicht verstehen, dass es mir Spass macht, aus meinem Fenster in die stille Strasse zu schauen und die Vögel zwitschern zu hören in der alten Eiche und den kleinen Bub aus dem Nachbarhaus auf seinem Dreirad zu beobachten. Er würde es nicht verstehen, dass ich froh bin, hier zu leben, in dieser kleinen alten Stadt, mit ihren grauen alten Häusern mit den Treppen, die von Generationen ausgetreten sind. Und wenn ich ihm sagte, dass ich in den ganzen 24 Jahren meines Lebens noch kein Diamantenhalsband und keinen Filmstar in natura gesehen habe und niemanden kenne, der einen Cadillac oder eine Waschmaschine besitzt, würde er mich vielleicht noch bemitleiden.

Aber ich liebe und verstehe mein Städtchen, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, und ich weiss, dass ein Fremder nie dasselbe für es empfinden könnte; und wenn er mir von den Vorzügen und den Freuden des Lebens in der Grosstadt erzählt, geht es mir ähnlich wie ihm: ich kann nichts dafür aufbringen.

Und daher, wenn er mich frägt: «Was läuft in Ihrer Stadt?», bin ich höflich genug, um seinetwillen ein wenig verlegen auszusehen und nur zu erwidern: «Oh, ich weiss nicht — nicht viel...» Und wenn er dann noch weiter frägt: «Wie halten Sie das Leben hier nur aus?», so erwidere ich, wieder um seinetwillen: «Manchmal frage ich mich das auch...»

Barbara

Mit dem auswechselbaren

Suber

Geschirrwascher

waschen Sie das Geschirr in kochendheissem Wasser unter Schonung Ihrer Hände schneller und sauberer. Das Geschirr trocknet von selbst. Verschiedene Grössen für Privathaushalt, Betriebe wie auch für Rahm- und Joghurtfläschchen. Spezialausführungen für Radiatorenputzen, Abstauben, Tapetenwischen und Bodenflaumen sind ebenfalls erhältlich. Verlangen Sie im Haushaltungsgeschäft ausdrücklich Marke «SUBER».

Aus Kindern werden Leute

Kein Mensch wird behaupten wollen, dass die alemannische Rasse, zumal der Teil, der auf die Deutschschweizer entfällt, übermässig mit Gefühlen und Zärtlichkeitsäusserungen belastet sei. Aber in einer Hinsicht ist sie es doch, nämlich in ihrer Vorliebe für das Diminutiv. Wo immer es nur angeht, bei Gegenständen, Mensch und Vieh, wird noch ein «li» an das Substantiv gehängt. Bei leblosen Dingen wirkt es oft drollig, angefangen beim «Babeli» bis zur «Sesselibahn», welch letztere doch eigentlich ein kühnes technisches Unternehmen ist. Bei dem vom Kind zum Erwachsenen sich entwickelnden Menschen sollte dieser Brauch aber seine Schranken haben, da er zu einer lächerlichen Unsitte wird.

In allen Völkern und Sprachen werden die Kleinen mit Kosenamen bedacht als Ausfluss der elterlichen Liebe, nur dass z. B. bei den italienischen Namen die Diminutive wie in Simonetta, Angelina, Graziella viel wohlklingender lauten als etwa in dem deutschen «Vreneli». Und es wimmelt ja bei uns nur so von lauter... li. Die Namen der Urgrossmütter sind wieder Mode geworden, nachdem die hochtrabenden Namen etwas an ,Reiz verloren haben.

Ich bleibe bewusst bei den Mädchennamen. Bei den Knaben reguliert sich das ganz von selbst; es würde einer schön ausgelacht von seinen Kameraden, wenn er bis zur Matura das «Peterli» bliebe oder sich als würdiger Familienvater noch «Schaggeli» oder «Ruedeli» nennen liesse. Bei den Mädchen scheinen andere Gesetze zu walten; viele von ihnen sollen ewig Kinder bleiben, auch wenn die Lieblichkeit längst verflogen ist, wenn sie schon längst Mütter und Grossmütter geworden sind. Auch dann noch werden sie vielfach mit dem Diminutiv ihres Taufnamens genannt.

Wir haben in unserer Verwandtschaft zwei Damen von nahezu und über fünfzig Jahren; sie heissen Anneli und Ideli, wahrscheinlich zu ihrem eigenen Leidwesen; aber niemand wagt, mit der alten Gewohnheit zu brechen. Weiter existiert da noch ein fast 80jähriges Fräulein, das immer noch das «Luisli» ist und eine ebenso alte Bekannte, von der kaum jemand den richtigen Namen weiss, weil sie nie anders als «Bébé» genannt wird. Der Bruder eines meiner Freunde hatte sich verlobt, und ich fragte nach dem Wesen der Braut. «Ja, was kann man denn schon von einem «Lineli» erwarten», sagte seufzend mein Freund. Wahrscheinlich ist diese Braut eine tüchtige Hausfrau und Mutter geworden. Aber der nichtssagende, klanglose Name, der nur aus einem Diminutiv besteht, drückt ihrer Persönlichkeit von vornherein den Stempel der Kleinlichen, Nichtigen auf.

Ich freue mich immer, wenn mir ein Name wie Cordula, Cornelia, Thecla oder Pia begegnet, an den man schlechterdings kein «li» mehr anhängen kann. Aber da kommt nun vor ein paar Tagen ein reizendes kleines Mädchen zu mir, und ich frage es nach seinem Namen. «Beatrice; aber Sie chöned au Trixli säge.» Da haben wir's. Auch dieser schöne Name muss verschandelt werden. Wir kennen ihn vor allem aus Dantes «Göttlicher Komödie», und durch all die Jahrhunderte hindurch ist er von Poesie und Heiligkeit umweht. Aber aus dem Trixli wird eine Trix, und dann ist's aus mit allem Wohlklang.

Die Eltern sollten sich selbst in Zucht nehmen und die Kinder von einem gewissen Zeitpunkt an, sagen wir beim Schuleintritt oder spätestens von zwölf Jahren an, beim richtigen Taufnamen rufen und die Mädchen selbst anweisen, sich zu wehren und zu sagen, dass sie nun kein Liseli oder Bethli, sondern eine Elisabeth, kein Dorli, sondern eine Dora und kein Hedeli, sondern eine Hedwig seien.

Das Diminutiv täuscht nicht bloss eine nicht mehr vorhandene Kindlichkeit vor, sondern wirkt lächerlich, wenn es der äusseren Erscheinung nicht mehr entspricht, ganz abgesehen davon, dass es paradox ist, wenn das Kind z. B. Erika heisst und die Mutter noch Rösli oder Hanneli genannt wird.

Eine Zeit ist nicht alle Zeit, und aus Kindern werden Leute.

CR.

Das Recht, an der Gestaltung des öffentlichen Lebens teilzunehmen

Im Rahmen des kürzlich unter der Leitung von Frl. Dr. Somazzi durchgeführten 3. Schweizerischen Unesco-Kurses referierte der neuenburgische Erziehungsdirektor M. Brandt über dieses weitschichtige Gebiet. Er stützte sich in seinen Ausführungen auf Artikel 21 der Deklaration der Menschenrechte. In einem interessanten historischen Rückblick erläuterte er zuerst die Entwicklung der Menschenrechte. Im Jahre 1215 trat in England das erste Gesetz in Kraft, welches sich mit dieser Frage befasste, 1689 folgte «Bill of rights». Auch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika vom Jahre 1776 ist ein Beweis des Ringens um die Menschenrechte, ist doch darin die Gleichheit der Menschen erwähnt. Ein Jahrhundert später als England folgte in Frankreich die Deklaration der Menschenrechte, inspiriert von den englischen und amerikanischen Vorbildern und beeinflusst durch die französischen Philosophen. Vergleicht man die damalige Deklaration mit der Deklaration unseres Jahrhunderts, so fällt einem auf, dass sie in den Mittelpunkt die politischen Rechte stellte, wirtschaftliche und soziale Fragen dagegen kaum berührte.

Obschon sich in manchem auf die Erklärung von 1789 stützend, ist die Deklaration der Menschenrechte von 1948 viel umfassender, fusst sie doch auch auf den «Vier Freiheiten», die Roosevelt für alle Menschen verlangte. Dies erschwert aber weitgehend die Verwirklichung der 30 Artikel der Charta, indem die Verhältnisse in den einzelnen Völkern sehr voneinander abweichen.

Wenden wir uns dem Artikel 21 zu, der das Recht festlegt, am öffentlichen Leben teilzunehmen und die Bürgerrechte frei auszuüben, so erkennen wir, dass er eine Neubelebung des Artikels 6 von 1789 ist, der die Gleichheit der Rechte zwischen den Bürgern bestimmte wie auch ihr Recht in den obersten nationalen Räten vertreten zu sein. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden zusätzliche Bestimmungen angefügt, Recht auf Initiative, Referendum, Proporz usw.

Das allgemeine Stimmrecht sowohl für die Männer wie für die Frauen war Gegenstand einer umfangreichen Erhebung, die heute noch nicht beendet ist. Der Artikel 21 umfasst aber auch andere Punkte: die Freiheit, die tatsächliche Gleichheit ohne Unterschied der Rasse oder des Geschlechts, die wirtschaftliche Sicherheit, das Recht auf Erziehung. Die weitgehende Verwirklichung dieses Artikels wird den politischen Behörden erlauben, alle Bürger zur Mitarbeit herbeizuziehen und das Wirtschaftsleben zu überwachen und zu leiten zum Nutzen aller.

Wir in der Schweiz dürfen nicht vergessen, dass wir mit den andern Völkern verbunden sind. Unsere Einrichtungen müssen dahin ergänzt werden, dass der Geist des Artikels 21 verwirklicht werden kann. Die Gleichheit der Rechte für Mann und Frau muss eingeführt werden. Daneben sollten wir aber auch gegen die Gleichgültigkeit der Bürger ankämpfen. Unser Glauben an eine bessere Welt wird sich ausprägen im Unterricht, indem wir den Schülern die Wichtigkeit und Grösse der Deklaration zeigen und auf den Artikel 21 hinweisen, der die Teilnahme am öffentlichen Leben festlegt. Den Schweizer Erziehern ist die hohe Mission anvertraut, der Jugend unseres Landes die Liebe zur Heimat einzupflanzen, für internationale Verständigung zu arbeiten und sich für die Brüderlichkeit der Menschen einzusetzen, mögen sie auch verschiedenen Ideologien zugetan sein. Wichtiger als dies ist; dass sie in Frieden nebeneinander, Seite an Seite, leben und am Aufbau einer bessern Welt arbeiten.

W.

Eine frohe Botschaft

Das neue Bürgerrechtsgesetz, das am 1. Januar 1953 in Kraft tritt, ist für die Schweizer Frauen eine kostbare Gabe. Hier haben Forderungen, welche die Frauen schon seit mehr als 20 Jahren gestellt haben, ihre — wenigstens teilweise — Erfüllung gefunden. Wir wollen heute nicht an das denken, was unerfüllt geblieben ist, sondern uns am Erreichten freuen, das einen grossen Fortschritt bedeutet. Wer weiss, was eine grosse Anzahl von Frauen, die durch ihre Heirat mit einem Ausländer ihr Schweizer Bürgerrecht verloren haben, erleben mussten, der kann heute den ganzen Wert der neuen Bestimmungen ermessen. Mit all denen, die im In- und Ausland angstvoll die Verhandlungen über das neue Gesetz verfolgt haben, freuen wir uns, dass dieses ihnen nun die Möglichkeit gibt, ihr angestammtes Bürgerrecht, das ihnen so sehr am Herzen liegt, zu behalten oder wiederzuerwerben.

Die jungen Schweizerinnen, die einen Ausländer heiraten wollen, können nun ihr Schweizer Bürgerrecht behalten, auch wenn sie die Nationalität ihres künftigen Mannes erwerben. Sie müssen zu diesem Zweck vor oder spätestens bei der Eheschliessung eine diesbezügliche Willenserklärung unterzeichnen. Möge ihre Entscheidung ein wohlüberlegter und verantwortungsbewusster Schritt sein!

Alle gebürtigen Schweizerinnen, die durch Heirat mit einem Ausländer ihr Schweizer Bürgerrecht verloren haben, können während des ganzen kommenden Jahres (1953) ein Gesuch um kostenlose Wiedereinbürgerung stellen, obschon sie im Besitz eines ausländischen Bürgerrechts sind. Dieses Gesuch ist an das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement in Bern zu richten, welches bei Inkrafttreten des neuen Gesetzes die nötigen Anweisungen veröffentlichen wird.

Wir möchten an dieser Stelle allen unseren Mitarbeiterinnen und Helferinnen danken, die während der vergangenen Jahrzehnte mit uns gekämpft haben. Ihr Glaube an eine gerechte Sache und ihre grossen Bemühungen finden heute ihre schönste Belohnung. Auch den Juristen und Parlamentariern, die uns ihre Unterstützung und Hilfe gewährt haben, sei herzlich gedankt.

Neujahr 1953

Bund schweizerischer Frauenvereine

---

jener Entscheidungsstunden, wie sie oft plötzlich den Gang unseres Lebens unterbrechen, um im Licht einer Offenbarung den Weg zu erhellen, den man zu gehen hat. Wintler wandte sich in erster Nachdrücklichkeit an die Lehrer, als die berufenen Hüter unseres Sprachgutes. An ihnen sei es, die sinkende Achtung vor der Mundart wieder herzustellen und aufzuräumen mit dem wissenschaftlich ganz unbegründeten Vorurteil, als ob unser Schweizerdeutsch, um mit dem Chronisten Tschudi zu sprechen, ‚eine erruchete und ergrobete Sprache' wäre. Wenn wir sie von jedem edleren Inhalt ausschlössen und nur für die allergewöhnlichsten Zwecke brauchten, so sei das unsere, nicht ihre Schuld. Jede Mundart, in der nach dem Goetheschen Wort die Seele ihren Atem schöpfe, sei im Gegenteil grossen poetischen Ausdruckes fähig, und insbesondere das Schweizerdeutsh in gewisser Hinsicht dem Hochdeutsch sogar überlegen. Alle Ausführungen wurden an treffenden Beispielen erläutert, und zum Schluss regte der Verfasser zu einer Volksliedersammlung der deutschen Schweiz an. — An dieser Schrift erwachte mein künstlerisches Gewissen und das Bewusstsein einer besondern Aufgabe. Denn waren nicht vor allem die Mütter berufen, den Kindern eine reine Mundart zu vermitteln und ihnen durch den Klang ihrer Muttersprache Freude und Poesie mit auf den Weg zu geben? Mit klopfendem Herzen holte ich die ‚Seerose' hervor, prüfte die Gedichte auf die Reinheit der Sprache und begann mit einem wahren Glücksgefühl den Kampf mit hochdeutschen Wendungen, Wörtern und Satzgefügen. Wie schwer es war, merkte ich erst an der Arbeit. Es schien oft fast unmöglich, die gebotene Aenderung vorzuehmen, ohne den Duft und die innere Leuchtkraft einer Strophe zu gefährden. Aber endlich war doch der ganze ‚Liederkranz für junge Mütter' von unechten oder überflüssigen Bestandteilen befreit und wurde zur Begutachtung dem Herrn Professor nach Aarau geschickt.»

Jost Winteler, ein Sohn der Glarner Berge, war in den siebziger Jahren durch ein grundlegendes germanistisches Werk über die «Kerenzer Mundart» hervorgetreten. Seine 1890 erschienene Gedichtsammlung «Tycho Pantander» zeigt ihn als eigenwilligen Gedankenlyriker. Aus seinen historischen und lautphysiologischen Arbeiten, vor allem aber aus vielen Publikationen aus dem Gebiet der Vogelkunde spricht ein Forscher von grosser Beobachtungsgabe und Urteilskraft. Doch war der geistige Horizont dieser Persönlichkeit viel weiter gespannt, als die gedruckten Schriften ahnen lassen. Ihr Bestes wurde im persönlichen Umgang offenbar, wodurch sich auch die tiefe und nachhaltige Wirkung erklärt, die dieser Lehrer für Geschichte, Griechisch und Religionsgeschichte auf seine Schüler an der aargauischen Kantonsschule ausübte.

Obwohl ihr persönlich unbekannt, war Professor Winteler für Sophie Hämmerli kein Fremder. Am letzten Weihnachtsfest hatten zwei gewichtige Bücher auf ihrem Gabentisch gelegen: Ernst Häckels «Natürliche Schöpfungsgeschichte» und Jost Wintelers «Tycho Pantander». Sie erzählt darüber: «Aus der ‚Bibel des 19. Jahrhunderts', wie der Verlagszettel das Häckelsche Werk nannte, las mir mein für die Naturwissenschaften begeisterter junger Gemahl vor, bis ich aus Verzweiflung über diese entgötterte Welt in Tränen ausbrach und bei dem hübschen grünen Gedichtband Trost und Erhebung fand. Auch im ‚Pantander', der in Liedern dargestellten Geistesentwicklung eines faustisch strebenden Menschen, fehlte ein philosophisches System nicht. Aber hier war alles durchseelt, vergeistigt, aus innerstem Erleben gestaltet. Der Weg zu Gott war gefunden, unter schweren Kämpfen und Zweifeln zwar und unter gelehrten Auseinandersetzungen mit allen philosophischen Systemen — aber er war gefunden. Und an diesem Weg blühte und sang es in Bildern und Liedern. Ich wusste die meisten davon bald auswendig, und die schönsten begleiteten mich durchs Leben.»

Nun sollte der verehrte Dichter plötzlich auch für das eigene Schaffen bedeutungsvoll werden. Er fand das ihm eingesandte Manuskript «nach unbedeutenden Verbesserungen vollkommen druckfähig» und ging in seinem Begleitschreiben mit so tiefem Verständnis auf das Wesen der Volkspoesie ein, dass Sophie Haemmerli sich in ihrem innersten Streben verstanden und zugleich den Gesichtskreis ihres Wissens erhellt und erweitert sah. Schon nach wenigen Wochen, im Dezember 1896, erschien bei Karl Henckell, Zürich und Leipzig, «Mis Chindli, ein Liederkranz für junge Mütter», zu dem Winteler ein ideenreiches und die prinzipielle Bedeutung der Mundart hervorhebendes Vorwort geschrieben hatte.

Die Herausgabe eines Erstlingswerkes war jedoch nicht die einzige Folge der Begegnung mit Winteler. Diese wirkte auch in die Zukunft und führte die fruchtbarste Schaffensperiode in der ersten Lebenshälfte der Dichterin herbei. Wie wenig dabei die Verehrung für den Dichter, Menschen und Gelehrten Sophie Haemmerlis innerer Selbständigkeit Abbruch tat, zeigt eine Briefstelle vom 14. August 1900: «Aber nun erst Ihre väterliche — wirklich nur zu väterliche Mahnung wegen der ‚Schriftstellerei, hinsichtlich deren Sie bedenklich geworden sind meiner Familie wegen' — wie sie nun gar dazu kommen, begreife ich erst recht nicht. Hat sie wohl mein dickes Päckchen Manuskripte so erschreckt? Aber das sind ja Sachen von einem ganzen Jahr, die alle zufällig, zum Teil — wie die Jurareise — buchstäblich ‚unterwegs' entstanden sind, und die ich alle an einem Abend aus den verschiedenen Carnets zusammengesucht habe, in die sie gekribbelt waren. Auch dies geschah eigentlich nicht einmal aus eigenem Antrieb, sondern um dem Drängen der verschiedenen Redaktionen nachzugeben. Extra ‚gemacht' habe ich noch nie etwas, und schon der blosse Name einer ‚Schriftstellerin' ist mir in der Seele zuwider. Wenn ich aber an der Sache selbst Freude habe und meine freie Zeit — die schliesslich jeder hat — statt zu Kaffeevisiten oder Spitzenhäkeln zum Vertiefen in meine geistigen Interessen verwende, so ist das ganz meine Sache und kommt schliesslich auch der Familie mehr als zugut, als wenn ich zum Beispiel ‚lismete'. Da denkt nun mein Mann zum Glück viel weniger pedantisch, der hat mir sogar im neuen Haus mit grosser Freude ein eigenes ‚Studierzimmer' eingerichtet, und wenn der Stube nun auch kein Mensch mehr diese ursprüngliche Bestimmung ansieht, so hat mich doch die gute Absicht sehr gefreut. Er hat auch zu Ihrem Brief nur gelächelt, in dem ruhigen Bewusstsein, von dieser Seite nichts fürchten zu müssen. Nun, die Hauptsache ist, dass Ihnen meine Sachen gefallen haben, dass Ihnen die Schülerin keine Schande macht, und dass das, was Sie bis jetzt in mir so liebevoll geweckt und gefördert haben, fröhlich weiter gedeiht. Nur wenn das nicht der Fall wäre, wenn Sie fänden, dass ich hierin liederlich würde, dürften Sie reklamieren — auf dem andern Gebiet aber ist mein Gewissen allein Meister, und da lasse ich mir gar nicht schulmeistern. Aber so haben's ja die Götter, ‚Ihr führt ins Leben uns hinein — —', dann hintendrein werden sie wieder bedenklich!

Aber bitte nehmen Sie mir die kleine Verteidigung nicht übel — leicht verletzlich sind wir ja alle, und ich anerkenne Ihre gute Absicht vollkommen. Nur meinte ich, Sie sollten mich besser kennen.»

Fortsetzung folgt.

Der Jahresbericht der Schule für Soziale Arbeit Zürich über das Schuljahr 1950/51

Seine Lektüre führt uns mitten hinein in das Leben einer Ausbildungsstätte, die sich seit jeher bemühte, den Anforderungen der Praxis nicht nur zu genügen, sondern auch zu deren Weiterentwicklung und Vertiefung beizutragen. Dieses Bestreben kommt deutlich im einleitenden Abschnitt des Berichts zum Ausdruck, in welchem von der Einführung neuer Arbeitsmethoden in der sozialen Arbeit und neuer Unterrichtsmethoden zum Erlernen derselben die Rede ist. Bei den neuen Arbeitsmethoden handelt es sich um die psychologisch vertiefte Einzelfürsorge (Casework), die bewusster als bisher auf Grund tiefenzwischen Sozialarbeiter und Hilfsbedürftigen sollen psychologischer Einsichten den Hilfsbedürftigen zu erfassen sucht. Durch die «helfende Beziehung» dessen eigene Persönlichkeitskräfte gefördert und gestärkt und ihm dadurch die eigene Lösung seiner Lebens- und sozialen Schwierigkeiten ermöglicht werden, während bisher das Schwergewicht der Hilfe vielleicht eher auf die Aenderung seines Milieus gelegt wurde.

Der Unterricht in dieser Arbeitsmethode geht von konkreten Fällen der Praxis aus. Mittels der Diskussionsmethode wird vor allem die Selbsttätigkeit und Selbstentscheidung der Schüler geübt und deren berufliche und persönliche Entwicklung in einer Atmosphäre des Vertrauens gefördert.

Dass nicht nur die Schule, sondern auch ausgebildete Sozialarbeiter aus der Praxis sich für die Methoden der vertieften Einzelfürsorge interessieren, geht daraus hervor, dass im Laufe des Jahres zwei Einführungskurse und ein Weiterbildungskurs in diese Materie stattgefunden haben.

Allerlei Nöte bedrängen die Schule: Da ist einmal das Defizit der Betriebsrechnung, das sich fast Jahr für Jahr trotz eidgenössischen, kantonalen und kommunalen Subventionen einstellt. Wenn man im Bericht weiter liest, dass immer mehr Schülerinnen und Schüler für ihre Ausbildung auf Stipendien angewiesen sind, und oft die Schulzeit nur unter grossen Entbehrungen absolvieren, wird es klar, weshalb an eine Deckung des Defizites durch Schulgelderhöhung offenbar nicht gedacht werden kann.

Eine weitere Not ist der Platzmangel. Es fehlt den Schülern ein ruhiger Arbeits- und Leseraum, den Dozenten ein Aufenthaltszimmer, der Schule ein weiteres Schulzimmer.

127 Schülerinnen und 16 Schüler gingen im Berichtsjahr abwechslungsweise in der Schule ein und aus. Sie alle haben, wie der Bericht der Stellenvermittlung sagt, gute Aussichten, nach ihrer Diplomierung eine ihnen zusagende Stelle als Sozialarbeiter in der offenen Fürsorge (Sozialsekretariate und Fürsorgestellen) oder in Heimen für Kinder und Erwachsene zu finden. Dass die soziale Arbeit immer weiter im Ausbau ist, beweist die Tatsache, dass im Berichtsjahr 19 neue Stellen der offenen Fürsorge geschaffen wurden, während für die Arbeit in Heimen weiterhin nicht genügend Sozialarbeiter zur Verfügung standen. Begreiflich, dass die Nachwuchsfragen für die Praxis der sozialen Arbeit und damit auch für die Schule von grosser Bedeutung ist.

Ein Verzeichnis der neuen Diplomarbeiten gibt Einblick in das selbständige Schaffen der Schüler. 42 Arbeiten aus den verschiedensten Sozialgebieten liegen vor. Sie stehen in der Schule, in der Bibliothek der Pro Juventute und in der Schweiz. Landesbibliothek in Bern einem weiteren Kreis von Interessenten zur Verfügung.

Die Schule für Soziale Arbeit stellt sich auch immer wieder neuen Bestrebungen zur Verfügung. So wurde im Sommer 1951 in ihren Räumen und unter ihrer Leitung der erste schweizerische Kurs für Beschäftigungstherapie abgehalten, in Verbindung mit dem Bund Schweizerischer Frauenvereine und dem Verband Schweizerischer Krankenanstalten.

Wertvollen Kontakt mit der ausländischen Sozialen Arbeit vermittelte die Teilnahme der Leiterinnen an internationalen Seminarien und Konferenzen im Auslande, sowie ausländische Sozialarbeiter, die die Schule besuchten. Mit den beiden andern schweizerischen sozialen Schulen wurde im Rahmen der bestehenden Arbeitsgemeinschaft ein reger Gedankenaustausch gepflegt.

Der ganze Bericht spiegelt das Bild einer sehr lebendigen, nach immer neuen, besseren Wegen suchenden, allem Neuen aufgeschlossenen Institution. Von Frauen für Frauen gegründet, von Frauen geleitet, heute jedoch auch den Männern offenstehend, versucht die Schule für Soziale Arbeit Zürich zielbewusst die ihr gestellten Aufgaben zu erfüllen.

Konfessionelle Verschiebungen im «protestantischen Rom»

Unter der Bevölkerung des Kantons Genf, der gerne das protestantische Rom genannt wird, hat sich seit einer Anzahl von Jahren eine interessante Verschiebung in konfessioneller Hinsicht vollzogen.

Wenn in gewissen protestantischen Kreisen darauf hingewiesen wird, dass der katholische Bevölkerungsteil Genfs ständig im Wachsen begriffen sei, vergisst man gerne, dass der Kanton Genf im Jahre 1850 64 000 Einwohner zählte, von denen 30 000 Katholiken waren. Im Jahre 1860 standen 40 000 Protestanten 42 000 Katholiken gegenüber. Dieses Verhältnis blieb sich bis zum Jahre 1880 gleich. 1900 entfielen auf 132 000 Einwohner 62 000 Protestanten und 67 000 Katholiken, und vor Ausbruch des Weltkrieges von 1914 waren 49 Prozent der Bevölkerung katholisch und 45 Prozent protestantisch.

Seit 1920 trat eine Aenderung dieses Verhältnisses ein. Der protestantische Bevölkerungsteil gewann die Mehrheit und hat dieses Uebergewicht durch alle Veränderungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung behalten. Als seinerzeit zahlreiche Franzosen zufolge des Ersten Weltkrieges Genf verliessen, setzte ein stärkerer Zustrom aus der übrigen Eidgenossenschaft ein. Von 1910 bis 1940 nahm die Bevölkerungszahl um 20 000 zu, während zwischen 1940 und 1950 eine Zunahme von 30 000 zu verzeichnen ist. Die letzte Zählung fand Ende 1951 statt. Genf zählte damals 205 453 Einwohner, davon 98 000 Protestanten, 85 000 Katholiken, etwas über 3000 Juden und etwa 19 000 «verschiedener» oder «ohne Konfession».

Vergleicht man diese Zahlen mit den Erhebungen von 1944, können interessante Feststellungen gemacht werden. Ende des letzten Krieges erreichte die Zahl der Protestanten eine seit einem Jahrhundert noch nie festgestellte Höhe. Auf 185 000 Einwohner im Jahre 1944 waren 94 500 (51 Prozent) protestantisch, 74 500 (40 Prozent) katholisch, 4000 israelitisch und 12 000 ohne oder verschiedener Konfession. Seither hat die Bevölkerungszahl um 20 000 zugenommen, was gleichzeitig eine beträchtliche Verschiebung der konfessionellen Verhältnisse mit sich gebracht hat. Heute können 48 Prozent Protestanten, 42 Prozent Katholiken, 2 Prozent Israeliten und 8 Prozent Konfessionslose oder verschiedener Konfession festgestellt werden. Die Zunahme dieser letzteren Volksgruppe ist nicht ohne Bedeutung. Sie wird mit der Festigung der kirchlichen Position in Zusammenhang gebracht, die gewisse schwankende Elemente zu eindeutiger Stellungnahme gezwungen hat. Die katholische Zunahme von 2 Prozent seit 1944 ist auf die Zuwanderung aus den übrigen schweizerischen Kantonen sowie aus dem Ausland zurückzuführen.

E. P. D.

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 9.50
pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein.

Unterzeichnete bestellt ein
Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab _____ bis _____

an Frau/Frl. _____

_____

Unterschrift und Adresse des Bestellers

_____

_____

Die Brustfellentzündung — Pleuritis

Das Lungenfell überzieht die Aussenfläche der Lunge, das Rippenfell hingegen legt sich wie eine Tapete der Innenfläche des Brustkorbes an, beide zusammen bezeichnet man als das Brustfell. Das Brust- und Rippenfell ist leider bisweilen entzündlichen Krankheitserscheinungen unterworfen.

Die Brustfell-, auch Rippenfellentzündung (Pleuritis) genannt, kommt sowohl als akute wie chronische Erkrankung vor und zwar zunächst als «trokkene», die häufig eine chronische Entzündung mit Neigung zur Verklebung der Brustfellschichten und zur Schwartenbildung darstellt.

Die ursächliche Erkrankung der Brustfellentzündung sind oftmals Anginen. Grippe, Lungenentzündung, Tuberkulose, auch Infektionskrankheiten wie Scharlach, Masern, Gelenkrheumatismus können diese Erkrankung im Gefolge haben. Die Tuberkulose steht in erster Reihe der Ursachen.

Man unterscheidet fernerhin die plötzlich auftretende und die langsam sich einschleichende Form. Die rasch beginnende Brustfellentzündung tritt unter heftigem Seitenstechen und quälendem Husten auf. Es besteht vielfach nur mässig hohes Fieber, die Atmung ist beträchtlich schmerzhaft, der Kranke hat das Bestreben, die Seite ruhigzustellen.

Die feuchte (exsudative) Pleuritis, bei der die Entzündungsprodukte flüssig — eitrig — oder mit Fibrinflocken gemischt sind, beruht auf dem Eindringen krankheitserregender Mikroben in den Brustfellraum. Die Erkrankung muss stets als eine ernste betrachtet werden, weil mit der Möglichkeit einer Tuberkulose gerechnet werden muss. Die genaue ärztliche Untersuchung durch Beklopfen, Abhorchen des Brustkorbes und mittels des Röntgenbildes bringt dann den Krankheitsbefund zutage und daraus ergeben sich die weiteren Behandlungsformen.

Bei trockener Rippenfellentzündung ist durch Bettruhe, Schwitzprozeduren, Priessnitz-Umschläge viel Gutes zu erreichen. Gegen die Schmerzen der befallenen Seite helfen neben ärztlich verordneten Medikamenten, heisse Kompressen zur gleichmässigen Warmhaltung unter Unterstützung eines gut ausgebreiteten Heizkissens, Lichtbogen, Wärmeflaschen, Senfpflaster und Einreibungen mit Jodvasogen. Um die erkrankte Seite ruhigzustellen, legt der Arzt bisweilen Heftpflasterstreifen dem Verlaufe der Rippen nach entsprechend an.

Bei der nassen Rippenfellentzündung muss man unter allen Umständen danach trachten, die Flüssigkeitsausscheidungen zu unterstützen. Geeignete Medikamente, Einschränkung von Trinkmengen wie nicht zu umgehende Punktierungen oder operative Eingriffe werden angewandt, um Heilung zu bringen. Um die später auftretenden Verwachsungen mit Erfolg zu behandeln, sind Kurzwellen, Diathermie wie Solis Heissluftduschen-Anwendungen zu empfehlen, ausserdem sind systematische Atemübungen nicht zu versäumen.

Für die Rekonvaleszenten an Brustfellentzündung ist ein Aufenthalt im Mittel- oder Hochgebirge (alpines Klima) speziell im Winter von grossem Vorteil.

Dr. Kr.

Bücher

Der Vogel Greif. Ein Roman von R. J. Humm, Steinberg Verlag.

Um einen Roman im üblichen Sinn handelt es sich hier nicht, sondern um Jugenderinnerungen des Autors, wie er sie uns schon in seinem früheren Werk: Die Insel, geboten hat. Eine subtile Darstellung der Kindheit und Knabenzeit eines Schweizer Buben in einer italienischen Provinzstadt, vor einem halben Jahrhundert gelebt und aus dem Gedächtnis aufgeschrieben. Ein Bericht, wie es in dem seltsamen, vor der Realität scheuenden Jungen ausgesehen hat, wie er seine Umwelt erfuhr, seine Eltern und Grosseltern begriff, mit seinen italienischen Freunden und Freundinnen in ein mehr erdichtetes als erlebtes Zusammenspiel kam. Der rote Faden in diesem behaglich breit ausgelegten Gespinst der inneren und äusseren Ereignisse eines bescheidenen Knabendaseins bildet die Kinderliebe des Helden zu einem Nachbarsmädchen, eine zarte Episode, die mit grosser Kunst nur eben angetönt wird. Die Hauptfigur dieses «Romans» ist aber der Vogel Greif, eine Symbolgestalt der inneren Welt des Knaben, eine Art protestantischen Heiligen Geistes, der sich leider aus der Blumenwiese erhebt und davon macht, den Knaben in sich gespalten, ohne Verbindung zwischen «unten» und «oben» zurücklassend. Psychologisch interessant. — Der Leser wird bedauern, in diesem jüngsten Werk Humm's, nicht — wie zum Beispiel in dem frühern «Die Inseln» — in eine silberne Kinderwelt hineinverzaubert zu werden. Im «Vogel Greif» wird erzählt, «wie es war»; Vergangenheit also, aus der Distanz gesehen, statt Gegenwart. Auch mögen ihn manche Seite dieser genauesten Beschreibung der Oertlichkeiten des versunkenen Mondonina eher belasten als erquicken. Doch findet er so viele Stellen gesteigerter Darstellung, dass er die Behäbigkeit und Langsamkeit, die ja so gut zu der spiessigen Umgebung der Kleinstadt passen, mit in Kauf nimmt. Auch kann er sich an der kunstvoll geschlossenen Form der Erzählung ergötzen. Zum Kostbarsten der liebenswürdigen Gabe dieses neuen Humm-Buches gehören die Erwähnungen und Erhellungen von Wortdeutungen des ersten kindlichen Alters. Hier tut sich der wahre Poet kund (der surrealistische!), den — so müssen wir schliessen — der Erzähler Humm uns noch vorbehalten hat. Wir wollen auf ihn warten.

A. V.

Das ist nun schon der Gipfel

El. St. Takt und Anständigkeitsgefühl scheinen neben anderen Tugenden, die dem Monsieur Schenk aus Rolle fehlen, auch noch durch Abwesenheit zu glänzen! Aber nicht nur bei ihm, sondern auch bei den 19 Cavi-Mitgliedern, welche dem Bundesrat und dem Schweizervolk gegenüber die Unverfrorenheit gehabt haben, 48 Stunden nach der Verurteilung des Monsieur Arnold Schenk, diesen als Mitglied wieder zu wählen. Wenn der Weinhandel-Prozess nicht schon einige seltsame Lichter in die Mentalität gewisser Weinherren geworfen hätte, so beweist uns diese schnodderige Taktlosigkeit sehr deutlich, wie gewaltig und mächtig sich diese Kreise fühlen, die wohl einzig dastehen in ihrer Unverfrorenheit der öffentlichen Meinung gegenüber mit diesem Affront.

Es ist gut, dass der Bundesrat sofort die Konsequenz gezogen hat in der Auflösung der Beziehungen des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements zu dieser unglaublichen Cavi, «wenigstens so lange dieser Cavi-Beschluss vom 18. Dezember 1952 aufrecht erhalten bleibt». Wir fügen dem Wunsch grosser Kreise bei, dass nicht nur Herr Schenk «erledigt» wurde, sondern dass eine solche Eiterbeule in sauber sein wollenden Wirtschaftsbehörden ebenfalls «erledigt», das heisst, in ihrer jetzigen Substanz ausgemerzt werde und noch verschiedene andere Herren gegangen werden!

Radiosendungen

4. bis 10. Januar 1953

Montag, 5. Jan.: 14:00: «Notiers und probiers», mit den Beiträgen «Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau. — Menuvorschläge. — Kinderbeschäftigungen im Winter. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Appert, der Erfinder der Konservierungsmethode.» — Mittwoch, 7. Jan. 14.00 Uhr: «Frauen, die ein Land regierten»: II. «Margarethe von Oesterreich-Burgund», von Agnes von Segesser. — Donnerstag, 14.00: «Für unsere Frauen». — Freitag, 9. Jan.: Die Stunde der Frau: 1. Psychologisches für den Alltag: Konflikt mit der Autorität, von Tina Keller, Nervenärztin. 2. «Fünf-Minuten-Allerlei». — Samstag, 18.30: Schule und Haus: «Bravi Chind und Luusbuebe».

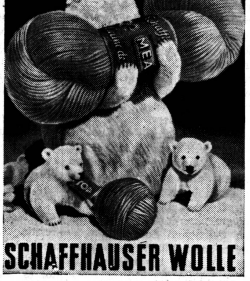
Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Maruba
SCHAUMBÄDER
im Dienste Ihrer Schönheit
Benützen Sie den wirksamen Maruba-Schönheitsschaum regelmässig für Ihre Körper- und Gesichtspflege. Er ist ein wahrer Jungbrunnen für die Haut. Zarte Parfüms (Lavande, Rose, Eau de Cologne, Fichten) geben das Gefühl wohltuender Frische (kein unangenehmer Seifengeruch). Da garantiert frei von Petrolderivaten, entkalkt Maruba das Badewasser in wirksamer Weise und ist deshalb für Kinder und Personen mit empfindlicher Haut sehr zu empfehlen.
MARUBA ist besser, weil hergestellt auf Basis edler pflanzlicher Oele und Fette, mit Zusatz naturreiner ätherischer Oele.
MARUBA hat sich seit Jahren im In- und Ausland millionenfaches Vertrauen erworben, weil Schweizer Qualitätsprodukt.
MARUBA ist vorteilhafter: 30—40 Rp. für ein Vollbad beim Kauf einer Vorratsflasche.
Flacons zu Fr. —.70, 3.45, 6.30, 14.40, 24.75.
In allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur.
Neu: Bain de Mousse **MARUBA DE LUXE**
Produits Maruba SA., Zürich

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Das Vertrauenshaus für Ihren Blumenbedarf



Das gute Besteck

...von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

Höhensonnen vom **Fachgeschäft**
KAUF
MIETE

M. Schaerer A. G., Pelikanstr. 3, Zürich
Tel. 23 52 24

Der heimelige **Teeraum**
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame